

Ulrike Wagner-Rau

„Jenseits der Gräber“

Dynamik der Hoffnung in der christlichen Bestattungspredigt¹

Veröffentlicht in: PTh 95 (2006), 217-230

1. Nicht von den Menschen reden, sondern von Gott?

„Wir sind nicht hier, um von einem Menschen zu reden, weder Gutes noch Böses. Was uns not tut bei einem solchen Ereignis, das ist, daß wir von Gott reden und Gott zu uns reden lassen.“² So predigte der junge Pfarrer Karl Barth im Januar 1914 bei der Beerdigung eines Gastwirtes aus Safenwil, der durch Suizid aus dem Leben schied und seine Angehörigen vermutlich mit schweren Fragen und Schuldgefühlen zurückließ. Die Predigt des Safenwiler Pfarrers ist kurz: Gott wisse mehr über dieses Leben als wir wissen können. Nicht nur der Verstorbene, jeder und jede der hier Anwesenden sei gleichermaßen sündig und des göttlichen Erbarmens bedürftig. Aber: „Gottes Gnade macht vor keinem Grab Halt, auch nicht vor einem solchen Grab.“³

Weit ausführlicher sprach Karl Barth am Grab seines vierten Kindes, des Sohnes Matthias, der – 20 Jahre alt, Theologiestudent im 1.Semester – im Juni 1941 bei einer Bergtour im Berner Oberland abgestürzt und am folgenden Tag im Krankenhaus verstorben war. Im Nachhinein will einem der Atem stocken, dass der Vater die Kraft aufbrachte, bei der Beerdigung des eigenen Sohnes zu predigen. Und es bleibt mir die Frage, ob es in solch einer Situation höchster Betroffenheit nicht besser ist, andere zu sich sprechen zu lassen und die Verantwortung für das, was zu sagen ist, aus der Hand zu geben.

Gleichwohl: Der Tatsache, dass Karl Barth selbst gesprochen hat, verdanken wir das Dokument einer Predigt, die aus pastoraler und väterlicher Rolle zugleich erwachsen ist, die ebenso die persönliche Verwicklung und Trauer thematisiert, wie sie auch zu einer Gemeinde spricht, in der unterschiedliche Menschen mit je eigenen Empfindungen, Erinnerungen, Ängsten und Hoffnungen versammelt waren.

Auch dieser Ansprache gibt Barth einen programmatischen theologischen Auftakt: „Wir sind hier, um das, was geschehen ist, und um unseren Matthias selbst und uns, die wir ihn so gerne wieder rufen würden, in das tröstliche und befreiende Licht des Wortes Gottes zu stellen.“⁴ Das ist die aus der Gesamtanlage der Barth'schen Theologie typische Wirklichkeitssicht und der von ihm als wesentliches Anliegen hervorgehobene Rahmen, in den hinein zu platzieren ist, was über diesen Tod des Sohnes, über seine Vergangenheit und seine Zukunft zu denen zu sagen ist, die um ihn trauern. Biblisches Wort für die Ansprache ist 1.Kor.13,12: Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht.

¹ Überarbeitung eines Vortrags bei der 36. Karl-Barth-Tagung auf dem Leuenberg, 20.07.05.

² Karl Barth, Grabrede, 14.01.1914, in: *Ders.*, Predigten 1914, hg. von Ursula und Jochen Fähler, Zürich 1974, 651-653, hier: 652.

³ Ebd., 563.

⁴ Karl Barth, 1.Kor. 13,12, 25.Juni 1941: Bestattung von Matthias Barth, Bubendorf, in: *Ders.*, Predigten 1935-1952, hg. von Hartmut Spieker, Zürich 1996, 223-231, hier: 224.

Das „Jetzt!“ und das „Dann aber!“, so beginnt Barth die Auslegung dieses Wortes, sind durch die Gnade Jesu Christi nicht auseinander gerissen, sondern ganz nahe beieinander. Auch wenn wir jetzt vieles nicht begreifen, so ist doch nichts so unbegreiflich, dass nicht dahinter „die Klarheit des Schauens von Angesicht zu Angesicht“ stünde.⁵ Auch und gerade angesichts des Todes stehen wir an der Grenze, „wo das Licht immer schon hereinfällt in das Dunkel, wo das Leben immer schon jubelt über dem Tode ...“⁶.

Auch am Schluss der Predigt endet Barth in Formulierungen, die den Sieg der Auferstehung in den Vordergrund stellen und die Trauer und das Nichtverstehen der Gegenwart in den Horizont der ewigen Klarheit rücken: „Nun lebt und regiert und siegt ja Jesus... Daß der Tod Kraft, erschreckende und schmerzliche Kraft hat, das sehen wir. Aber daß er keinen tödlichen Stachel hat..., das glauben und das wissen wir... (Das) Dann ist dem Jetzt ganz nahe. Darum können wir heute in aller Trauer nicht nur trauern. Können wir selbst nicht jubeln, so hören wir doch eine ganz andere Stimme jubeln auch über der bösen Stelle am Fründenhorn, wo Alles geschehen ist, auch über dem Grab, von dem wir herkommen.“⁷

Der mittlere Teil der Predigt dann konzentriert sich auf die Lebensgeschichte des Toten, auf das, was sich aufdrängt in der Erinnerung an ihn, was bestimmend war in der Beziehung zu ihm, was die Trauernden beschäftigt im Hinblick auf dieses plötzliche und schwer zu akzeptierende Ende eines jungen Mannes. Hier wird viel von dem Menschen Matthias gehandelt und indirekt auch von der Beziehung des Vaters Karl zu seinem Sohn, der ihm offenkundig lieb war, aber in mancher Hinsicht unverständlich und fremd geblieben ist.

Das biblische Wort weist damit nicht nur über den Tod hinaus, sondern es wird zu einer Linse, durch die das Leben des Sohnes fokussiert wird: Das Bild eines träumerischen Menschen erscheint, dessen Wirklichkeitssicht nicht unerheblich von seinen Phantasien und Sehnsüchten bestimmt war. „Es war alles in der Realität immer ein wenig anders als in seinen Gedanken und Absichten.“⁸ Dass dieser Sohn schon als junger Schüler das Bibelwort vom trüben Spiegel besonders aufmerksam wahrgenommen hat⁹, scheint passend zu sein. Es fing etwas ein, was ihn bestimmte, ja, etwas, „das ihn gerade auch in die Berge geführt hat“¹⁰. Indirekt darf man in diesem Satz der Predigt vielleicht die Frage mithören, ob es ihn auch in die Nähe seines Todes gebracht habe.

Aber das biblische Wort schließt auch etwas auf über die Beziehung des Vaters zum Sohn, über seinen Platz in der Familie: „Nun ist ja unser Matthias gewiß auch selber, in seinem Tun und Gehaben für uns andere nicht selten ein Spiegel und ein dunkles Wort gewesen: nicht eben durchsichtig in dem, was er nun eigentlich wollte, ... nicht

⁵ Vgl. ebd., 225.

⁶ Ebd. – Über die Grenze zwischen Leben und Tod als den Ort der Versöhnung und Erlösung vgl. auch *Karl Barth*, „Unterricht in der christlichen Religion“, Bd. 3: Die Lehre von der Versöhnung/Die Lehre von der Erlösung 1925/1926, hg. von *Hinrich Stoevesandt*, Zürich 2003, 426-430.

⁷ *Barth* (1941), 230f (vgl. Anm. 4).

⁸ Ebd., 226.

⁹ Vgl. ebd., 224.

¹⁰ Ebd., 226.

eben leicht zu haben, ... immer ein wenig draußen, ein wenig anderswo...“¹¹ Es er-
steht noch einmal das anrührende Bild des kleinen Matthisleins, der bei einer häusli-
chen Aufführung mit Hut und Stock des Vaters als Wanderer nur einmal über die
Bühne schritt und wieder verschwand.¹² Eben so, wie ein eher ferner Wanderer, vo-
rübergehend und rätselhaft, bleibt das Bild des Sohnes vor Augen. Und was dem
Vater während dessen Leben wahrscheinlich häufiger besorgt und auch ärgerlich
gemacht hat¹³, das kann er ihm nun lassen: „Er durfte sein Jetzt abschließen, wie er
es begonnen hatte, er durfte der Wanderer sein und bleiben, der er immer gewesen
ist... weil das große Dann aber! nun in sein Leben getreten ist, brauchen wir uns
durch alles Befremdliche seines Lebens nicht mehr befremden zu lassen.“¹⁴

Das Befremdliche wird schließlich auch noch auf die Plötzlichkeit und die Rätselhaf-
tigkeit dieses Todes angewandt. Es bleiben Fragen, die niemand beantworten kann.
Es bleiben Ängste und Schuldgefühle, die schwer abzuschütteln sind. Aber auch die-
ses Dunkel und die Bedrängnis dieser Fragen lösen sich auf in dem Dann aber! der
Auferstehung, so dass Barth schließlich enden kann mit den Sätzen: „Was können
wir, da wir diese Stimme hören, Anderes tun, als unserem Gott – sei es dann unter
Tränen – danken dürfen, daß er es mit unserem Matthias in seinem Leben und in
seinem Sterben gut gemeint und gut gemacht hat? Und so auch mit uns! Ich bin –
sagt uns Jesus - , ich bin die Auferstehung und das Leben.“¹⁵

In dieser Predigt ist nicht nur von Gott die Rede. Vielmehr wird mit Hilfe der Fokus-
sierung durch das biblische Wort auch von den Menschen gehandelt: Von dieser ei-
nen und einzigartigen Lebensgeschichte, von den verwickelten Beziehungen zum
Sohn, die in der Erinnerung schwer wiegen und Anlass zu Fragen und Schuldgefüh-
len geben, von dem Schmerz über einen Verlust, dessen Ursache dunkel bleibt und
der in diesem Leben keine Erklärung finden wird. In der Situation hoher Betroffenheit,
in der nicht nur der Pfarrer Karl Barth spricht, sondern ebenso der trauernde Vater,
gewinnen die Themen der Lebensgeschichte und der Beziehung zum Verstorbenen
eine hohe Relevanz. Man kann nicht hinweggehen über das, was einen beschäftigt
in der Verzweiflung angesichts eines so schweren Verlustes. Die unerledigten The-
men der Beziehung drängen sich auf und wollen Aufmerksamkeit. Wer würde nicht
suchen nach dem Sinn oder Unsinn eines so frühen Endes des eigenen Kindes?
Wer wäre nicht beschäftigt damit, zu phantasieren, wie und wodurch der folgenrei-
che Absturz verursacht wurde? Wer würde sich nicht fragen, ob mancher Konflikt,
mancher Ärger, manche Ungeduld nicht überflüssig gewesen sind, ob man etwas
versäumt habe, ja: vielleicht sogar Lebenswichtiges versäumt habe?

Trotz der erstaunlich hohen Aufmerksamkeit für die lebensgeschichtlichen Fragen
bleibt Barth sich in dieser Bestattungspredigt theologisch treu: Antworten auf die ge-

¹¹ Ebd., 227f.

¹² Vgl. ebd., 228.

¹³ Auch die Wahl des Theologiestudiums scheint ihm bei diesem Sohn nicht wirklich durchdacht gewesen zu sein. Attestiert er ihm doch, die Entscheidung dafür getroffen zu haben, „ohne sich über das Besondere die-
ser Sache genauer Rechenschaft abgelegt zu haben“ (ebd., 226). In einem Brief an A. Frey schreibt Barth im
Juli 1941 von seinem Eindruck, dass dieser Sohn „trotz seiner 20 Jahre noch gar nicht flügge war, sondern
erst in einem sehr träumerischen Anmarsch dem wirklichen Leben entgegen“. Zit. in: *Eberhard Busch*, Karl
Barths Lebenslauf, München 1978 (3. Aufl.), 325.

¹⁴ *Barth* (1941), 228 (vgl. Anm. 4).

¹⁵ Ebd., 231.

stellten Fragen sind nicht aus dem Leben heraus zu gewinnen, sondern kommen als Gnadenwort von anderwärts her entgegen: Man muss sich nicht mehr sorgen um die Zukunft im Leben dieses Sohnes und man muss sich auch nicht sorgen um seine Zukunft im Tod, weil er „mitten in den Glanz der Auferstehung hineingehend unserem Blick entschwunden ist“¹⁶.

Die Predigt zeigt, dass die lebensgeschichtliche Abstinenz, die mit dem kasualtheoretischen Ansatz der Dialektischen Theologie verbunden wird¹⁷, nicht zwingend ist. Das Modell der kerygmatischen Predigt wird in dieser singulären Ansprache von Karl Barth durchbrochen zugunsten des Modells einer Trauerpredigt, in der von einem Bibelwort her die Lebensgeschichte des Verstorbenen, die Beziehungsgeschichte mit diesem Menschen und die eschatologische Perspektive gleichermaßen angesprochen und bedacht werden. Erinnerung an Vergangenes und Glaube an Kommendes gehen ineinander, bestehen nebeneinander. Es mag sein, dass es die Stimme des trauernden Vaters ist, die hier neben der des Theologen zur Sprache kommt und einen anderen, meines Erachtens unverzichtbaren Ton ins Spiel bringt. Was aber bestimmt die Trauernden?

2. Trauer: Abwesenheit und Anwesenheit der Toten

Die Phänomenologie der Trauer ist vielfältig, ausdifferenziert in unterschiedliche individuelle und kulturelle Spielarten. Jeder Mensch trauert auf seine Weise, die sich entwickelt aus der Verarbeitung der Verlusterfahrungen seines Lebens und die ebenso geprägt ist durch die kulturellen Bewältigungsformen, die ihm seine soziale Umwelt zur Verfügung stellt.¹⁸

Die Trauerforschung ist darin einig, dass die Beschäftigung mit dem Verlust und seiner Bedeutung für das eigene Leben wesentlicher Teil der Trauerarbeit ist.. Die intensiven Gefühle und Gedanken wollen sich ausdrücken. Besonders wichtig ist das, wenn Trauernde durch die Widersprüchlichkeit der auftretenden Gefühle verwirrt und erschreckt werden, wenn sich z.B. neben dem Schmerz um verlorene Liebe aggressive Gedanken aufdrängen.¹⁹ Ohne die Möglichkeit, etwas von der inneren Auseinandersetzung, dem Aufruhr der Gefühle zu externalisieren, ist es schwer, aus dem niedergedrückten und belastenden Zustand der Trauer nach und nach hinauszufinden.

¹⁶ Ebd., 229.

¹⁷ Vgl. *Manfred Mezger*, Die Amtshandlungen der Kirche als Verkündigung, Ordnung und Seelsorge, Bd. I, Die Begründung der Amtshandlungen, München 1957, 48-58; *Rudolph Bohren*, Unsere Kasualpraxis – eine missionarische Gelegenheit? (ThExh 147), München 1968⁴, 22f u.ö.

¹⁸ Vgl. zur Theorie der Trauer und Trauerverarbeitung *Yorick Spiegel*, Der Prozess des Trauerns. Analyse und Beratung, München 1973; *Kerstin Lammer*, Den Tod begreifen. Neue Wege in der Trauerbegleitung, Neukirchen-Vluyn 2003.

¹⁹ Den Zusammenhang von Trauer und Aggression hat besonders John Bowlby im Zusammenhang seiner psychoanalytischen Bindungstheorie herausgestellt. Vgl. *John Bowlby*, Das Trauern in der Kindheit und seine Implikationen für die Psychiatrie, in: *Ders.*, Das Glück und die Trauer. Herstellung und Lösung affektiver Bindungen, Stuttgart 2001 (2. Aufl.), 62-88 u.ö.

Mit dem Ausdruck „hinausfinden“ ist nicht gemeint, dass die Trauer um einen bedeutsamen Anderen jemals wirklich abgeschlossen sein kann. Aber sie kann sich doch verändern, kann einen allmählich geringer werdenden Raum einnehmen im eigenen Leben, so dass Lebensfreude wieder Platz erhält und die Bereitschaft entsteht, sich dem zu öffnen, was auf einen zukommt an Aufgaben und Beziehungen. Trauer sei „zunächst nichts anderes als die Anstrengung der Überlebenden, ihre Toten aus dem verwundeten innersten Nahbereich in einen weiter gespannten befriedeten Nähe-Ring zu transportieren“²⁰, lautet eine treffende Beschreibung dieser Arbeit von Peter Sloterdijk.

In diesem Prozess des „Umräumens“ spielt die Beschäftigung mit der Geschichte des oder der Verstorbenen eine zentrale Rolle. Sich zu erinnern, allein und gemeinsam mit anderen, zu erzählen und sich darin auseinander zu setzen mit der Beziehung zu den Toten, hilft in unterschiedlicher Hinsicht:

- Das Erzählen mindert den Schmerz, denn in den Erinnerungen und Geschichten ist der Verstorbene noch einmal anwesend, ist die Verstorbene fast noch greifbar. Indem man erzählt, ist man noch nicht wirklich allein, der Tote nicht tot.
- Zugleich wird bewusst, was der/die Verstorbene bedeutet hat für das eigene Leben. Der Verlust wird validiert. Damit wird zugleich die Trauer in ihr Recht gesetzt. Wer viel verloren hat, kann nicht so weiterleben wie bisher. Es ist notwendig, Energie und Aufmerksamkeit auf das Umgehen mit dem Verlust zu richten. Und es ist berechtigt, dass anderes dahinter zurückstehen muss.
- Im Erinnern und Erzählen wird die Beziehung zu dem verlorenen Menschen erneut lebendig: Was gut war, und was man einander verdankt. Worin man es schwer gehabt hat miteinander. Was an belastenden Konflikten und Versäumnissen übrig geblieben ist. Alles wird weiter bewegt und weiter bearbeitet im Prozess des Erzählens. Die Verstorbenen und die Beziehung zu ihnen erscheinen in sich verändernden Facetten und Perspektiven. Im Erzählen geht die Geschichte der Beziehung nämlich weiter. Sie ist nicht zu Ende, obwohl die eine der beteiligten Personen leiblich nicht mehr vorhanden ist.

In all dem spiegelt sich, dass Trauernde sich in einem Zwischenstadium bewegen, in dem die Toten zugleich ab- wie auch anwesend sind. Die Grenze des Todes ist in ihrem subjektiven Erleben fließend. Der Tote ist tot und dennoch ganz lebendig.

Auch bei der Bestattung – meist in großer Nähe zum Eintreten des Todes – ist im Erleben der Trauernden mit einer paradoxen Ab- und Anwesenheit der Toten zugleich zu rechnen:

So wird einerseits die endgültige Abwesenheit empfunden, der der Schmerz, die Verunsicherung und die Angst entspricht, die durch den Tod entstehen. Die Verstorbenen sind nicht mehr erreichbar. Sie sind nicht in ihrer lebendigen Leiblichkeit präsent. Die sprachliche und sinnlich-körperliche Kommunikation mit ihnen ist abgebrochen.

²⁰ Peter Sloterdijk, Sphären 2, Frankfurt/M. 1998, 170.

In ihrer Abwesenheit aber sind die Toten andererseits – manchmal geradezu unheimlich – präsent. *Weil* sie gestorben sind, ist die Aufmerksamkeit an sie gebunden. *Indem* sie nicht mehr da sind, rückt ihre Geschichte bzw. die Geschichte der Beziehung zu ihnen in den Vordergrund der Gefühle und Gedanken derer, für die sie wichtig sind. Die Toten sind anwesend in ihren hinterlassenen Besitztümern und Erzählungen, in Gedanken, Empfindungen und Visionen, in lebenspraktischen Bezügen und körperlichen Zuständen, bestimmender anwesend manchmal, als sie es in ihrem Leben je gewesen sind.

Die Paradoxie von An- und Abwesenheit der Toten bildet sich im Bestattungsgottesdienst symbolisch auch in der Anordnung des Raumes ab²¹: Der tote Leib liegt im Sarg und ist nur noch in den Vorstellungen und Phantasien erreichbar. Aber in den Empfindungen und Gedanken, in den Wünschen und Geschichten der Menschen, die sich versammeln, stellt der oder die Verstorbene so die Mitte der Aufmerksamkeit dar, wie unweigerlich der Sarg alle Blicke auf sich zieht.

Diese Wahrnehmung der Situation macht unmittelbar verständlich, warum die Angehörigen sich für die Trauerfeier in den meisten Fällen ein persönliches Eingehen auf die Individualität des/der Verstorbenen und auf ihre eigene Situation wünschen. Der Tote soll noch einmal anwesend sein in der Würdigung seiner Geschichte, in der „Wieder-Holung“ dessen, was einen mit ihm verbunden hat. Auch die ungewöhnlich persönliche, die lebensgeschichtliche Dimension stark machende Trauerpredigt, die Karl Barth für seinen Sohn gehalten hat, wird in spezifischer Weise erkennbar als die Rede eines trauernden Vaters, der mit den andrängenden Erinnerungen und Gefühlen umgeht, indem er erzählt von dem Sohn und der Geschichte mit ihm, wie sie sich in diesem Augenblick darstellt.

3. In und von welcher Hoffnung her ist zu reden?

Eine wichtige Funktion der Beerdigungsansprache ist es, einen theologisch und menschlich qualifizierten Beitrag zur Erinnerungs- und Trauerarbeit der Hinterbliebenen zu leisten. Dabei ist die theologische Perspektive dadurch gekennzeichnet, dass sie als eine eschatologische von der Möglichkeit einer anderen Zukunft her die gegenwärtige Situation der Trauer und des Todes wahrnimmt und sie darin auch transzendiert. Sie repräsentiert den Glauben und das Vertrauen, dass das, was jetzt ist, nicht alles ist. Aber die Situation der gegenwärtigen Menschen darf darin nicht übergangen werden. Was die emotionale, kognitive und soziale Realität derer bestimmt, die von dem Verlust betroffen sind, muss wahrgenommen und gewürdigt werden.

In dreifacher Hinsicht kann im Spannungsfeld zwischen *Jetzt* und *Dann* eine Dynamik entstehen, die die Trauer in Bewegung bringt :

1. Der Prozess des Trauerns ist ein Weg, dessen Ende nicht absehbar ist, solange man auf ihm unterwegs ist. Viele Menschen erleben auf diesem Weg Situationen von Aussichtslosigkeit und Verzweiflung, von Verwirrung und Schwäche, von Angst und

²¹ Vorausgesetzt – was heute längst nicht immer der Fall ist – es findet eine Trauerfeier statt, bei der der tote Leib im Sarg präsent ist.

Aggressivität. Sie leben weiter, ohne dass sie wissen, wozu. Und sie tun einen nächsten Schritt, ohne damit die Hoffnung zu verbinden, dadurch wirklich an einem anderen Ort anzukommen.²² Dass es möglich ist und in den meisten Fällen auch glücklicherweise der Realität entspricht, auf dem Weg der Trauer irgendwann wieder ins Helle zu gelangen, ist eine Gewissheit, die selten unangefochten und oft überhaupt nicht in der Situation der Trauer selbst empfunden wird.²³ Hoffnung ist nicht von vornherein vorhanden und zu formulieren. Sie entsteht im Durchgang durch die Trauer.

Ein betroffener Vater selbst kann es so sagen, wie Karl Barth es gemacht hat am Ende seiner Predigt am Grabe des Sohnes: Dass man Gott danken dürfe „– sei es dann unter Tränen - ..., daß er es mit unserem Matthias in seinem Leben und in seinem Sterben gut gemeint und gut gemacht habe“²⁴. Wie weit ihn diese Formulierung getragen hat, darüber steht uns kein Urteil zu. Aber kann ich als Pfarrerin Entsprechendes zu einem Vater, zu einer Familie sagen, die verzweifelt am Grab eines jungen Menschen steht, oder zu einer Frau, die vor wenigen Tagen ihren Mann verloren hat? Das erscheint mir nicht möglich zu sein, ohne in die Gefahr zu geraten, das zu übergehen, was die Menschen beschäftigt und umtreibt.

Insofern ist es angemessen, in der Bestattungspredigt nicht zuerst *über* die Hoffnung zu sprechen, sondern *in* der Hoffnung bzw. von einer Hoffnung her, die es ermöglicht, sich dem Finsterem, Verzweifelten, Zornigem auszusetzen, es auszusprechen und auszuhalten, ohne dass es bereits als etwas Überwundenes in den Blick kommt.

Als theologisch begründetes zeigt sich ein solches prozesshaftes Verständnis von Hoffnung beispielhaft in der berühmten Predigt Paul Tillichs „Von der Tiefe“²⁵.

Eingangs macht sich Tillich in dieser Predigt Gedanken über die Semantik des Wortes „tief“: „Wahrheit ist tief und nicht flach. Leiden ist Tiefe aber nicht Höhe. Das Licht der Wahrheit und die Dunkelheit des Leidens sind beide tief. Es gibt eine Tiefe in Gott, und es gibt eine Tiefe, aus der der Psalmist nach Gott ruft. Warum ist die Wahrheit tief? Und warum wird das gleiche räumliche Symbol für beide Erfahrungen gebraucht?“²⁶ Tiefe, so führt er dann weiter aus, ist die Entscheidung oder auch der schicksalhaft gegebene Zwang, unter die Oberfläche der Dinge und der Erkenntnisse zu schauen. Dabei sei es entscheidend, dass auch tiefe, in existentieller Auseinandersetzung errungene Wahrheit in der Gefahr stehe, zur Oberflächlichkeit zu werden, sobald sie als alltägliche Wahrheit ins Gespräch komme. Diese tragische Verwandlung sei unvermeidlich, „weil es keine Tiefe geben kann ohne den Weg, der zu der Tiefe führt. Wahrheit ist tot ohne den Weg zur Wahrheit.“²⁷ Die Wahrheit, die sich in der „unendlichen Tiefe“ und im „unerschöpflichsten Grund alles Seins“ finde, sei Gott. Die „einzige Tür“ aber, die zu dieser Wahrheit führe, sei die Tiefe des Leidens, die

²² „Wenn man mitten auf dem Weg stehen bleibt, dann ist alles aus. Man muss weitergehen, auch wenn man nicht weiß, in welche Richtung. Immer in Bewegung bleiben“, notiert über die Situation nach dem Unfalltod ihres Mannes *Brigitte Giraud*, *Das Leben entzwei*, Frankfurt/M. 2003, 36.

²³ Vgl. dazu auch *Ulrike Wagner-Rau*, „... viel tausend Weisen, zu retten aus dem Tod“. Praktisch-theologische Reflexionen über Trost und Trösten, in: PTh 93 (2004), 2-16, hier: 14-16.

²⁴ *Barth* (1941), 231 (vgl. Anm. 4).

²⁵ *Paul Tillich*, *Von der Tiefe*, in: *Ders.*, *In der Tiefe ist Wahrheit*, Berlin 1985 (9. Aufl.), 51-61.

²⁶ Ebd., 52

²⁷ Ebd., 53

sich auftue, wenn die Oberfläche des Bekannten verlassen werde oder zerbreche.²⁸ In der Tiefe sei aber auch der Ort, an dem Hoffnung zu finden sei, denn: „Das Ende des Weges zur Tiefe ist Freude. Freude ist tiefer als Leid, Freude ist etwas Letztes.“²⁹

Wenn ich diese Gedanken auf die Bestattungspredigt hin ausziehe, würde ich so formulieren: Hoffnung darauf, dass schließlich Freude sein wird, zeigt sich nicht zuletzt, indem ich die Trauernden in meinen Worten begleite und ermutige, ihren Weg in und durch die Tiefe zu gehen. Auf den Glauben wird nicht allein dadurch verwiesen, dass Hoffnung explizit gemacht wird, sondern zuweilen noch mehr in dem Mut, die Trauer und all ihre Finsternis zu halten und auszuhalten. Dies zu tun aber braucht als tragenden Hintergrund die hoffnungsvolle Geduld, auf die Wendung zu warten, in der ein Ja zum Leben erneut erscheint und allmählich tragfähig wird. Glaube zeigt sich als Mut zum Trauern, als Vertrauen auf die Verwandlung der Klage, die nur erfährt, wer in die Klage hineingeht trotz aller Furcht darin unterzugehen – und eben darin etwas anderes neu findet.

Umgekehrt formuliert: Der Drang, die Rede über Hoffnung zu früh und zu unangefochten ins Spiel zu bringen, ist nicht unbedingt ein Zeichen gläubigen Vertrauens, sondern kann genauso ein Zeichen der Angst vor der Übermacht der Finsternis sein. Jedenfalls ist es für Trauernde schwer, und es macht sie einsam, wenn ihnen der Raum zur Trauer nicht zugestanden wird.

2. Wer den Weg der Trauernden mitgeht, beteiligt sich am Erinnern und Erzählen, das unterwegs eine ebenso tröstliche wie schmerzliche und konfliktreiche Rolle spielt.

Dabei ist die lebensgeschichtliche Erzählperspektive, die der Pfarrer oder die Pfarrerin einnimmt, mehr und anderes als ein würdiger oder dankbarer Rückblick. Es geht nicht um die Festschreibung einer Vergangenheit, die vorüber ist, sondern um ein Weitererzählen, das Zukunft eröffnet. D.h. das Bemühen richtet sich nicht darauf, die Lebensgeschichte der/des Verstorbenen so wiederzugeben, wie sie „wirklich“ gewesen ist. Nicht der „richtige“, der vielleicht schon von den Angehörigen schriftlich fixierte Lebenslauf spielt eine wichtige Rolle im Bestattungsgottesdienst. Vielmehr ist der Gottesdienst selbst Teil eines vieldimensionalen Prozesses von Hören und Erzählen, von Nachdenken, Schreiben und Sprechen der Trauernden, in dem unterschiedliche biographische Konstruktionen entstehen.³⁰ Sie alle sind erkennbar bezogen auf das Leben der/des Verstorbenen, weisen aber auch signifikante Unterschiede und Spannungen auf. Ja, es ist gerade die Differenz zwischen den jeweiligen Perspektiven, die den Prozess des Erzählens – und darin auch den Prozess der beginnenden Verarbeitung des Verlustes – lebendig macht und vorantreibt. Das Leben und das Sterben werden nicht ein für allemal festgehalten, sondern bleiben im Fluss. Von Anfang an ist der Prozess vielstimmig. Die pastorale Stimme, die ihre eigene Sichtweise auf dem Hintergrund der christlichen Tradition formuliert, ist eine Stimme

²⁸ Vgl. ebd. 57f.

²⁹ Ebd., 61.

³⁰ Vgl. *Wolfgang Steck*, Die biographische Grabrede. Eine phänomenologische Rekonstruktion ihrer Genese, in: *Volker Drehsen u.a. (Hg.), Der ganze Mensch*, FS Dietrich Rössler, Berlin/New York 1997, 263-303.

neben anderen. Dass sie auf ihre spezifische Weise anders klingt, macht ihren Wert aus.³¹ An hervorgehobener Stelle – im öffentlichen Gottesdienst – ist sie ein Hinweis darauf, dass die Dinge auch signifikant anders erzählt werden können, als es den Erzählmustern der Familie, den Beziehungsmustern der trauernden Angehörigen entspricht. In keiner der Geschichten, auch nicht in der des Pfarrers oder der Pfarrerin, ist sie erschöpfend dargestellt. Das Geheimnis eines jeden Lebens bleibt.

Gerade darin aber liegt die Hoffnung, dass sich die Geschichte der Verstorbenen den Trauernden noch einmal völlig anders zeigt und dass auch sie selbst mit ihrer Beziehung zum Verstorbenen noch nicht am Ende sind. Die „andere“ Perspektive Gottes auf den Menschen wird nicht zuletzt darin sichtbar, dass keine menschliche Perspektive mit ihr identisch werden kann, sondern immer vorläufig, offen, ergänzungs- und revisionsbedürftig bleibt. „Dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin“ (1. Kor. 13) – *jetzt* noch nicht. Dass Menschen dem Bilde Gottes nach geschaffen sind, zeigt sich vielleicht weniger darin, dass in ihnen ein Abglanz Gottes zu finden ist als darin, dass sie – ebenso wie Gott – gerade nicht zu erkennen sind in dem, was wir wahrnehmen und erkennen können, sondern allein im Licht der Wirklichkeit Gottes als die erkannt werden, die sie sind.

3. So steht die Erwartung, nicht ins Bodenlose zu stürzen, im Hintergrund, wenn der Weg durch die Tiefe der Empfindungen und des Leidens nicht vermieden, sondern beschritten wird. Ebenso öffnet sich ein Weg nach vorn, wenn sich im Prozess des Erinnerns und Erzählens die Wirklichkeit verwandelt: Die Sicht auf die Beziehung zum verstorbenen Menschen entwickelt ihre eigene Geschichte. Die Bilder der Erinnerung daran, wie er oder sie gewesen ist, können immer wieder neu gesehen werden. Parallel dazu verändert sich auch der Blick der Trauernden auf die Wirklichkeit ihres eigenen Lebens und ihrer eigenen Zukunft. Alles ist in Bewegung und im Fluss und darin auch von nicht ausgeschöpfter Potentialität.

Solche Offenheit nach vorn aber tut sich auf in dem Glauben, dass das, was ist und uns zugänglich, nicht alles ist, sondern dass in Gott, in Christus eine andere Wirklichkeit beschlossen ist, die über den Tod hinaus reicht. In einem Artikel für die Zeitschrift „Leben und Glauben“ zum Osterfest 1940 formulierte Karl Barth es so: Indem Christus „uns allen voraus ist und für uns alle in der ewigen Herrlichkeit Wohnung genommen hat...“, indem er von dorthin mit uns redet, kommt es dazu, dass wir in diesem Leben auf ihn hoffen dürfen. So und nicht anders! ‚Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden.‘ (Lk 24,5f) Dort steht er: nicht diesseits, sondern gerade jenseits der Gräber, die dieses Lebens unerbittliche Grenze sind...“³²

³¹ Eine wichtige Dimension dieser signifikant anderen Stimme ist es, die individuelle Lebensgeschichte zu verbinden mit einer Geschichte, die eine Gemeinschaft durch lange Zeit hindurch bewahrt und immer wieder neu reproduziert hat. Die christliche Perspektive wird zwar nicht mehr von allen Menschen in unserer Gesellschaft geteilt, aber sie genießt dennoch auch bei kirchenfernen Menschen als eine durch Jahrtausende und eine Vielzahl individueller Zeugnisse und Erfahrungen „bewährte“ Tradition Achtung. Man kann sich vielleicht nicht mehr damit identifizieren, aber man kann vorübergehend in dieser Tradition einkehren und zu Gast sein.

³² Karl Barth, Dieses und das zukünftige Leben, Ostern 1940, in: *Ders.*, Predigten 1935-1952 (vgl. Anm. 4), 421-424, hier: 423f.

Nicht hier, sondern jenseits der Gräber – was dort ist, können wir nicht sehen und nicht erkennen. Den Glauben, dass dort etwas ist, auf das wir zugehen, in das wir eingehen, das uns schließlich zu uns selbst verwandelt, können wir nur metaphorisch einholen, in Redeweisen also, die sich auf eine Wirklichkeit beziehen, die jenseits unserer Endlichkeit nicht anders gedanklich und sprachlich zu erfassen ist als in Formulierungen, die an die wahrnehmbare Wirklichkeit anschließen und sie zugleich durchbrechen.

Diese andere, eben die Gotteswirklichkeit als den wesentlichen Rahmen hervorzuheben, in den hineingestellt das Leben des Menschen angesichts des Todes bestehen und Hoffnung gewinnen kann, ist das Anliegen Karl Barths. So auch in der eingangs skizzierten Predigt am Grab des Sohnes. Nicht nur im Inhalt, auch bereits in ihrem Aufbau wird dieses Anliegen deutlich, denn der Bezug auf die Hoffnung, die von Gott her auf dieses Leben und auf das Leben der Trauernden fällt, steht am Anfang und am Schluss der Predigt. Was über die kurze Lebenswanderung des Sohnes und die Beziehung zu den Menschen, die mit ihm unterwegs waren, zu sagen ist, wird in diesen Rahmen hineingestellt: Er stellt die haltende Perspektive dar, den heilsamen Raum, in dem die Konfrontation mit dem Schweren gewagt werden kann.

Diese theologische Perspektivierung kann meines Erachtens auch von einer psychologischen Hermeneutik her als eine heilsame gedeutet werden.

Ich möchte hier dazu nur eine Möglichkeit andeuten, indem ich auf den psychoanalytischen Begriff des *Containments*³³ verweise. Dieser Begriff, durch den englischen Psychoanalytiker Wilfried Bion geprägt, leitet sich ab aus einer frühen Beziehungserfahrung zwischen Mutter und Kind, die von großer Nähe und wechselseitiger Durchlässigkeit gekennzeichnet ist. Bion geht davon aus, dass das Kind, bevor sich seine eigene Wirklichkeitssicht herstellt, Beängstigendes, Zusammenhangloses, Widersprüchliches in seinem Erleben, das seine innere Kohärenz gefährdet, gewissermaßen in die Mutter hineinlegen kann bzw. diese mit stellvertretendem Verstehen dem Kind zur Hilfe kommt, um dem Säugling Anfänge eigenen Denkens und damit auch Anfänge einer eigenen Geschichte zu ermöglichen. Ähnliche Erfahrungen des *Containments* brauchen auch Erwachsene immer wieder, um mit überwältigenden, den personalen Zusammenhang bedrohenden Empfindungen umgehen zu können.

Was unserem Verstehen, gebunden an die Endlichkeit, verschlossen bleibt, wo wir die Widersprüche unseres Lebens nicht auflösen können und in Todesangst sind, so könnte man im Muster dieses Modells die eschatologische Metaphorik analogisieren, legen wir unser Leben in die Wirklichkeit Gottes hinein in der Hoffnung, das Geschenk ihrer Verwandlung von Gott her zu erhalten. Folgt man dieser Sichtweise, so fällt es auf, dass sich in der biblisch-eschatologischen Metaphorik häufig räumliche Vorstellungen finden: die vielen Wohnungen im Hause des Vaters (Joh 14,2), das ewige Haus im Himmel, das die rasch abgerissene Hütte der irdischen Existenz ersetzt (2. Kor 5,1), die himmlische Stadt, das neue Jerusalem (Apk 21), in der Leid und Angst verschwunden sein werden. Die Ewigkeit zeigt sich hier in Bildern eines

³³ Vgl. die Darstellung dieses Konzeptes Bions im Hinblick auf religiöse Themen in: *Caroline Neubaur*, Schweigen, Stille, Reverie. Erscheinungsformen einer sakralen und psychoanalytischen Kategorie, in: *Ursula Engel u.a.* (Hg.), *Bion. Aspekte der Rezeption in Deutschland*, Tübingen 2000, 111-156.

Raumes, in dem gehalten und geheilt wird, was wir nicht zusammen und zur Vollendung bringen können.

Man kann die begrenzte Wirklichkeit des Lebens anders lesen, wenn das Gnadewort den Rahmen bildet, den haltenden Raum, in dem die hoffnungslose Wirklichkeit des Menschen sich durch das Containment Gottes in Hoffnung verwandelt.

Ob Karl Barth selber dieser Sichtweise etwas hätte abgewinnen können, mag bezweifelt werden. Die Differenz zwischen göttlicher und menschlicher Existenz, die keine Wechselseitigkeit kennt, ist bei ihm ja doch die entscheidende theologische Aussage. Er legt den Akzent auf das „trotzige Dennoch!“, das die Hoffnung darstellt als ein Jenseits aller menschlichen Erfahrung und Wirklichkeit.³⁴

Mit einem solchen „trotzigen Dennoch!“ in der Beerdigungsansprache umzugehen, bedeutet, sich auf einem schmalen Grat zu bewegen. Dass die christliche Hoffnung über den Tod hinaus nichts zu tun hat mit einer Fortsetzung dessen, was in diesem Leben zu finden und zu erkennen ist, dieses Bestehen auf Fremdheit ist unverzichtbar. Denn nur so kann Hoffnung tragfähiger sein, als die verständlichen, jedoch nicht haltbaren Wünsche, dass das Leben, das wir hier führen, sich dort fortsetze. Das „Trotzdem“ kann sich aber in einen problematischen Trotz verwandeln, der sich dagegen wehrt, dass die Trauer spürbar und sichtbar wird. Wer jedoch die Angst und die Verzweiflung rhetorisch überspringt und die Trauernden aus der Trauer vertreibt, schon bevor sie „hineingegangen“ sind, verweigert ihnen etwas Lebensnotwendiges.

Insofern ist es wichtig, im Hinblick auf die Trauerpredigt zu unterscheiden: Was ist Grund und Ursache unserer Hoffnung über den Tod hinaus? Und in welchen Rede- und Erfahrungsweisen nähern wir uns dieser Hoffnung an, drücken wir sie aus?

Einerseits ist das Wagnis, an einem Grab über ein Leben jenseits des Todes zu sprechen, aus keiner Dimension endlichen Lebens zu begründen. Die Quelle solcher Hoffnung speist sich aus einem Grund, der unabhängig ist von allem, was wir wissen können. Diese Perspektive wird von Barth überzeugend betont: „...nicht eine durch Gott bewirkte Verlängerung *meines* Lebens ist mir ... (mit der Verheißung des ewigen Lebens) zugesagt, sondern die Überkleidung meines Lebens mit *Gottes* Leben. Nicht meine Zukunft mit Gott sondern Gottes Zukunft mit mir“³⁵, heißt es schon im „Unterricht in der Christlichen Religion“. Später formuliert er noch zugespitzter: „Der Mensch als solcher“ habe „kein Jenseits, und er bedarf auch keines solchen; denn Gott ist sein Jenseits.“³⁶

Etwas anderes aber ist es, auf welchem Weg wir unterwegs sind, als endliche Menschen nur unterwegs sein können, um auf unsere Weise Zugang zu dieser Hoffnung zu suchen. Zuweilen mag es hilfreich sein, sie als kategorial andere Wirklichkeits-sicht unvermittelt neben die an das Alltägliche und Endliche gebundenen Redeweisen zu stellen.³⁷ Ebenso berechtigt ist aber das suchende Sprechen über die Ge-

³⁴ „Ist der Glaube das trotzige Dennoch! angesichts des Gegensatzes zwischen Gott und dem Sünder, so ist die Hoffnung das noch trotzigere und noch notwendigere Dennoch! des Ausblicks auf die Überwindung dieses Gegensatzes...“³⁴ Barth (1925/1926), 413 (vgl. Anm. 6).

³⁵ Ebd., 489.

³⁶ Ders., KD III/2, 770.

³⁷ Vgl. Christoph Morgenthaler, Der unvollendete Pullover. Pastoralpsychologische und -theologische Betrachtungen zu Kreuz und Auferstehung Jesu, in: EvTh 57, 242–258, hier: 249.

schichte des Lebens, die unerbittlich zu Ende ist und mit der wir zugleich weitergehen und aus der noch gänzlich Unerwartetes entstehen kann. Unverzichtbar schließlich ist das Ergründen der Tiefe der Trauer, aus deren Grund Menschen immer wieder etwas entgegenkommt, was nicht zuvor benannt werden kann, dessen religiöse Evidenz aber als unabweisbar erlebt wird.

4. „Steh doch auf“

Ich möchte enden mit Auszügen aus einer frühen Kurzgeschichte Heinrich Bölls. In ihr setzt der Autor die Auferstehung als fremdes Geheimnis in Szene. Aber zugleich bringt er die gefährdete Lebenswirklichkeit des Trauernden und den dynamischen Prozess ihrer Verwandlung zur Sprache. Die Auferstehung im Leben tritt in Verbindung zur Auferstehung der Toten. Und in beiden Hinsichten erscheint etwas gänzlich Neues, Unvorhersehbares, etwas, das den trauernden Menschen ebenso erschreckend verfolgt, wie es ihm beglückend entgegenkommt.

Die Erzählung beginnt am Grab: „ ‚Steh auf‘, sagte ich leise, ‚steh doch auf‘, und meine Tränen mischten sich mit dem Regen, diesem eintönig murmelnden Regen, der schon seit Wochen niederrann.“ Der Trauernde wünscht die Geliebte herbei und fürchtet zugleich, sie könne wirklich auferstehen aus der nassen Erde, aus dem schon eingedrückten Sarg. „Ich bückte mich nieder, um den schmutzigen Grab-schmuck von der klebrigen Erde aufzuheben, da spürte ich plötzlich, wie hinter mir ein Schatten aus der Erde brach, jäh und heftig, so wie aus einem zugedeckten Feuer manchmal die Flamme hochschlägt. Ich bekreuzigte mich hastig, warf die Blumen hin und eilte dem Ausgang zu ... Aber von nirgendwoher hörte ich Schritte, nirgendwo auch sah ich jemanden, nur spürte ich hinter mir jenen gestaltlosen, doch wirklichen Schatten, der mich verfolgte ...“ Erregt und in wachsendem Entsetzen flieht der Trauernde das Grab und den Friedhof, eilt durch elende Wohngegenden auf die dunkle Silhouette der Stadt zu. „... ich spürte etwas Ungeheuerliches: ... hinter mir wurde Nacht; ich schleifte die Nacht hinter mir her, zog sie über den fernen Rand des Horizontes, ... vom Grab der Geliebten her, wo ich den Schatten beschworen, schleppte ich das unerbittlich schlappe Segel der Nacht hinter mir her... Mein Gang war mühsam geworden, schwer war die Last, die ich zu schleppen hatte, die Last der Welt. Mit unsichtbaren Seilen war ich daran gebunden, sie an mich, und es zog nun und zerrte an mir, wie eine abgerutschte Last das ausgemergelte Maultier unweigerlich in den Abgrund zwingt; und schon glaubte ich zu spüren, daß ich den Halt verlor, ich tat einen Schrei und warf mich noch einmal in die gestaltlosen Zügel – ich fiel vornüber aufs Gesicht, die Bindung war zerrissen, eine unsagbar köstliche Freiheit hinter mir, und vor meinen Augen eine helle Ebene, auf der nun sie stand, sie, die dort hinten in dem kümmerlichen Grab unter schmutzigen Blumen gelegen hatte, und nun war sie es, die mit lächelndem Gesicht zu mir sagte: ‚Steh auf, steh doch auf ...‘. aber ich war schon aufgestanden und ihr entgegengegangen ...“³⁸

³⁸ Heinrich Böll, Steh auf, steh doch auf (1950), in: *Ders., Wanderer, kommst du nach Spa ... Erzählungen*, dtv 437, München 1967, 27-29.